

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographien

Heidelberg, 1.1875 - 6.1901/10(1935); mehr nicht digitalisiert

Nachträge

urn:nbn:de:bsz:31-16275

N a c h t r ä g e.

Karl Bader,

einer der hervorragendsten und fruchtbarsten Publicisten der klerikalen Partei in Deutschland, wurde zu Freiburg am 9. December 1796 geboren. Nach dem Wunsche seines Vaters, des Stadtphysicus Dr. Josef Bader, widmete er sich, nach Vollendung seiner Gymnasialstudien, auf der Hochschule seiner Geburtsstadt dem Studium der Medicin, promovirte und machte mit Auszeichnung das Staatseramen. Während er sich zur Weiterbildung seiner Kenntnisse in Norddeutschland aufhielt, nahm er an den politischen Bestrebungen der akademischen Jugend lebhaften Antheil und büßte diese Betheiligung an unreifen Unternehmungen mit zweijähriger Haft in der Stadtvogtei zu Berlin. Während dieser kam ihm zum klaren Bewußtsein, daß der Beruf seines, inzwischen verstorbenen, Vaters nicht der seinige sei; er änderte seinen Lebensplan, wandte sich dem Ingenieursfache zu und bildete sich zu Göttingen und Paris gründlich in der neu gewählten Wissenschaft aus. Nach längeren Reisen in die Heimath zurückgekehrt, wurde Bader 1832 zum Professor der Wasser- und Straßenbaukunde am Polytechnicum zu Karlsruhe ernannt, wo er außerdem auch Geodäsie lehrte. — Als der Bau der Eisenbahnen in Baden begann, wurde Bader als Mitglied des Comités für Eisenbahnen berufen, nach Belgien zur Kenntnisknahme des dortigen Eisenbahnwesens geschickt und 1838 zum Regierungscommissair bei dem außerordentlichen Landtag ernannt, auf welchem er mit Gewandtheit und Klarheit die Regierungsvorlage in Betreff des ersten Bahnbaues vertrat. Im gleichen Jahre wurde er Baurath und Mitglied der Eisenbahndirection und zur Kenntnisknahme des Bahnbaues und Betriebes nach England geschickt. 1840 zum Mitglied der Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues ernannt, erhielt er im nämlichen Jahre die Ernennung zum Director des Polytechnicums, welches Ehrenamt er fünf Jahre lang inne hatte. Der schreckliche Theaterbrand zu Karlsruhe veranlaßte die Gründung der Feuerwehr, und Bader stellte sich alsbald an die Spitze dieser wichtigen Unternehmung. Er entwarf die Statuten und übernahm das Commando des trefflichen Karlsruher Feuerwehrcorps, mit dem er in den Märztagen 1848 der Sache der Ordnung erhebliche Dienste leistete. Mit diesen, seinem Lehramte fremden Leistungen hatte seine Thätigkeit am Polytechnicum nicht gleichen Schritt gehalten. Es wurde von ihm gesagt: er thue Alles, nur nicht was er solle. Im Jahre 1850 erfolgte deshalb seine Pensionirung. Bader, durch

diese, wie er annahm, unverdiente Kränkung tief verstimmt, zog nun nach Freiburg, wo er von da ab bis zu seinem Tode seinen Wohnsitz behielt. — Bader hatte sich bei seinen Studien als Ingenieur vielfach auch mit militairischen Angelegenheiten, besonders mit der Frage der Befestigung der Gränzen Deutschlands beschäftigt; in den 1830er Jahren war er von der badischen Regierung, besonders auf Anregung des ihm sehr wohlgeneigten Markgrafen Wilhelm, nach den französischen Gränzprovinzen abgeschickt worden, um eventuelle militairische Bewegungen in denselben zu beobachten; auch hatte er mancherlei Ausarbeitungen, besonders über Anlage von Befestigungen im Schwarzwalde, niedergeschrieben und hervorragenden Officieren mitgetheilt. Diese militairischen Studien wurden nach seiner Pensionirung literarisch verwerthet. Von 1851 bis 1860 ließ er in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ zehn Abhandlungen über das Kriegswesen der kleinen deutschen Staaten und über die zur Vertheidigung der südwestdeutschen Gränze nöthigen Befestigungen und sonstigen militairischen Maßregeln erscheinen. — Bader war ein eifriger Katholik. Es gereichte ihm zu großer Befriedigung, als seine Gemahlin, eine Tochter des Geh. Rathes Fränzingen, mit der er sich 1841 verbunden, zur katholischen Kirche übertrat. In Freiburg machte er sich zu einem der eifrigsten und beredtesten Organe der curialistischen Politik vom Beginne des Kirchenstreites an. Er veröffentlichte sowohl in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ als auch in den Münchener „Historisch-politischen Blättern“ eine Reihe von Aufsätzen über das Verhältniß von Staat und Kirche in Baden, von denen drei, wesentlich erweitert, nachmals als selbständige Schrift: „Die katholische Kirche im Großherzogthum Baden“ (1860) erschienen sind. Wie er bei diesem kirchlich-publicistischen Wirken nicht einen rein kirchlichen Standpunkt einnahm, sondern durchweg von einer politischen Auffassung der betreffenden Fragen ausging, so wandte er seine schriftstellerische Thätigkeit mit großer Vorliebe auch rein politischen Fragen zu. Unter dem Pseudonym „Valderich Frank“ und unter der fingirten Firma: „Briefe des alten Soldaten an den Diplomaten a. D.“ veröffentlichte er seine Ansichten, Hoffnungen, Wünsche in zahlreichen Artikeln der „Historisch-politischen Blätter“, deren fruchtbarster Mitarbeiter er war. Da er über sehr verschiedene Gegenstände schrieb, so ist auch der Werth seiner Arbeiten ein verschiedener; aber auch wer mit dem Inhalte derselben nicht einverstanden ist, wird die frische, pikante, originelle Form, die anschauliche Darstellung und den die Einseitigkeit des Parteiwesens überragenden Patriotismus des Verfassers constatiren müssen. Bader hat gelegentlich seiner eigenen Partei recht unbequeme Wahrheiten gesagt und sich hierin durch Mißstimmung, Tadel und Widerspruch der extremen Parteimänner nicht beirren lassen. Die großen Umgestaltungen in Deutschland, die das Jahr 1866 gebracht, hat er alsbald, obwohl ihn das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland tief schmerzte, mit offenem Sinne in ihrer ganzen Tragweite erkannt; die Erfolge der deutschen Waffen im Kriege von 1870—71 begrüßte er mit jugendlicher Begeisterung und in der Einigung Deutschlands unter einem Kaiser erblickte er „die größte patriotische That Deutschlands seit Jahrhunderten, obschon sie sich anders erfüllte, als er gedacht hatte“. Bei einer solchen Haltung blieb er von Vorwürfen nicht verschont und die Redaction der „Historisch-politischen Blätter“ brauchte nicht erst in der Anmerkung zu Bader's Nekrolog (Bd. 75, S. 820) zu versichern, daß sie die politischen Anschauungen seiner letzten Lebensjahre mehrfach nicht getheilt habe. Er selbst erklärte gegenüber dem Vorhalt, daß er seine Gesinnung gewechselt: „Himmelhoch über Meinungen und Gefühlen steht mir die Idee des großen Vaterlandes; die Bildung eines solchen im Sinne der Großdeutschen ist eine Unmöglichkeit geworden, und als ich die Unmöglichkeit

erkannt, habe ich mich nach der Seite gewendet, auf welcher mir für die Wiederherstellung der nationalen Einheit die Macht erschien und der Wille". Als entschiedener Katholik streng römischer Richtung war er mit der Gesetzgebung des Reiches, soweit sie kirchliche Fragen betrifft, nicht einverstanden. Aber es fiel ihm darum doch nicht ein, in den Ruf der Ultramontanen nach Zertrümmerung des Reiches einzustimmen. „Die Wirren der Zeit“, schrieb er am 1. Januar 1874 an einen Freund, „werden Ihre Ruhe nicht stören, denn Sie wissen besser als ich, daß wir in der Periode einer ungeheuern Umgestaltung der Verhältnisse leben, welche allen Verhältnissen ihre oft recht harte Nothwendigkeit aufdrängt. Wenn man in seinem Wohnhause baut, so ist immer die gewohnte Ordnung des häuslichen Lebens gestört. In momentanen, wenn auch schweren Mißgriffen der Gewaltthaber kann ich als rechter Deutscher nicht sogleich nur Unglück und Verderben sehen“. Mit politischen Gegnern, welche ihre abweichende Ansicht in solcher Weise formuliren, läßt sich verhandeln und einem Ultramontanen, der so spricht wie hier Bader, wird kein billig Denkender den Vorwurf der „Vaterlandslosigkeit“ an den Kopf schleudern. — Bader hatte das Glück, sich seine geistige Frische und Kraft bis zu seinem 78. Lebensjahre erhalten zu sehen. Nachdem er seit 1872 wiederholt von körperlichen Leiden heimgesucht worden war, starb er, umgeben von den Seinigen, mit denen ihn ein sehr glückliches Familienleben verbunden hatte, am 19. Juni 1874. (Vgl. den Nekrolog in den „Historisch-politischen Blättern“, Bd. 75, Heft 11 und 12 und Bd. 76, Heft 2.) W.

Karoline Bauer,

im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts eines der hervorragendsten und beliebtesten Mitglieder der deutschen Bühne, wurde im Mai 1807 zu Bruchsal geboren. Der Vater, Rittmeister in einem badischen Reiterregiment, starb bei Aspern den Heldentod, die Mutter, eine hochgebildete Frau von den feinsten Umgangsformen, ließ sich die Erziehung ihrer Kinder, mit denen sie nach Karlsruhe übersiedelte, eifrig angelegen sein und erschrack nicht wenig, als die noch nicht 14jährige Karoline, welche schon sehr früh schauspielerische Anlagen gezeigt hatte, begeistert von den graciösen Darstellungen der Hendel-Schütz, den Entschluß erklärte, Komödiantin zu werden. Aber die erste Probe, die sie, von der ausgezeichneten Schauspielerin Demmer unterrichtet, mit dem Debüt als Margaretha in Iffland's „Hagestolzen“ bestand, gelang vortrefflich; bald war das liebliche Mädchen auf den Brettern heimisch. Schon nach zwei Jahren entführte sie ein Ruf an das neueröffnete Königsstädter Theater zu Berlin der Heimath; rasch war Karoline der Günstling des Berliner Publicums, das sie, als die Verhältnisse an dem Königsstädter Theater sich nicht nach Erwarten gestalteten, schon nach wenigen Monaten neben Ludwig Devrient und Auguste Stich an der königlichen Bühne entzückte. Von Mitte December 1824 bis Mitte Mai 1829 gehörte sie dieser Bühne an, von der sie als Leopoldine in Töpfer's „Bestem Ton“ Abschied nahm, um zwei Jahre lang als Gräfin Montgomery in London, Paris und auf ihrem Landsitz in England zu leben. 1831 kehrte Karoline Bauer in gereifter Schönheit und Kraft zum Theater zurück, wirkte zuerst in St. Petersburg, wo sie von der kaiserlichen Familie ebenso, wie früher in Berlin von der preußischen Königsfamilie, ausgezeichnet wurde, und ging dann, nach einem glänzenden Gastspiel zu Wien, nach Dresden, wo sie 10 Jahre blieb. Ihr Repertoire hatte einen großen Umfang; es reichte von der Julia Shakespeare's bis zu den naiven Bauernmädchen und den damals beliebten Hosenrollen des Lustspiels. „Die volle Schönheit ihrer Kunst“, urtheilt G. Freytag, „ent-

faltete sich in den Rollen, welche die inneren Conflict, Stimmungen und Leidenschaften einer gebildeten, fein organisirten deutschen Frau enthalten. Für diesen großen Kreis von Charakteren des Schauspiels und Lustspiels standen ihr alle Töne herzegewinnender Zärtlichkeit, wie der schalkhaftesten Laune zu Gebote; das Aufwachen leidenschaftlicher Empfindung, die kräftige Bändigung des Gefühls, die feinen Züge, durch welche eine innere Bewegung in den Formen guter Sitte sichtbar wird, und daneben wieder der sorglose, glückselige Uebermuth der Jugend, die treuherzige Unbefangenheit der Unschuld, übermüthiger Scherz und drollige Laune, für dies alles war sie unerschöpflich in charakterisirenden Nuancen, immer neu und immer anmüthig. Alles schien bei ihr verschönt durch eine gute Natur und durch angeborne Gracie“. Der Liebling des Dresdener Publicums, durch zahlreiche Gastspiele an allen größeren Bühnen Deutschlands gekannt und hoch verehrt, schied Karoline Bauer zum tiefen Bedauern aller Theaterfreunde, nach dem Tode ihrer Mutter, im März 1844, dauernd von der Bühne, um „einer theuern Hand in ein zurückgezogenes Stillleben zu folgen“. — 24 Jahre vergingen: „im Wandel der Geschlechter und Menschenherzen“ war der einst so gefeierte Name verweht. Wohl leuchteten den Veteranen der alten enthusiastischen „Theatergarde“ die Augen, wenn sie, ihre alten Erinnerungen auffrischend, von Karoline Bauer, von dem liebrendsten Bilde, das sich ihrem Gedächtniß darbot, unter einander und zur jungen Generation sprachen. Aber dieser jungen Welt war Karoline Bauer ein Name, nichts weiter. Da trat das schöpferische Talent unserer Landsmännin in neuer Form hervor. Was sie erlebt und auf der Bühne geschaffen, nun zauberte sie es in ihren „Erinnerungen aus meinem Bühnenleben“ (zuerst in „Ueber Land und Meer“ erschienen, dann von N. Wellmer (1871) in Buchform herausgegeben) in den prächtigsten, farbenreichsten Bildern, voll Lebenslust und Lebenswahrheit, vor unsere Augen. Das waren keine gewöhnlichen Schauspielermemoiren, mit dem Firniß der Eitelkeit überzogen, mit dem Parfum der Reclame versetzt, mit dem Hautgout des Klatsches und der Medisance pikant gemacht. Dies Werk steht hoch über derlei Erzeugnissen „durch feines und treffendes Urtheil und ungemeines Geschick, kleine Geschichten gut zu erzählen“. Die heitere Anmüth dieser Aufzeichnungen hat der ehemaligen gefeierten Schauspielerin ebensoviel Freunde unter der jüngeren Generation erworben, wie ihre Person und ihr Spiel einst die Theilnahme und Neigung aller, die sie auf der Bühne sahen und im Leben kannten, an sich zu fesseln wußten. Die Wahrheitstreue und Unbefangenheit dieser Memoiren aber macht sie gleichzeitig zu einer werthvollen Bereicherung der kunstgeschichtlichen Literatur. — Dem schönen Erfolge dieser ersten Publication verdanken wir bereits eine zweite Reihe von Erinnerungsblättern, die ebenfalls N. Wellmer unter dem Titel „Komödiantenfahrten“ (1875) herausgegeben hat. Eine Neue Folge dieser, nicht minder wie die erste, geist- und gemüthvollen und anregenden Veröffentlichungen kündigt uns die Vorrede an, und der Verfasser dieser Zeilen glaubt sich die Indiscretion erlauben zu dürfen, zu verrathen, daß wir die Hoffnung haben, Karoline Bauer bald auch auf dem, ihrem Talent gewiß sehr günstigen Gebiet der Novellistik begrüßen zu können. — Diese Blätter würden eine unverantwortliche Lücke aufzuweisen haben, hätten sie nicht der gefeierten Landsmännin gedacht, die in der Fremde nicht nur dem deutschen Vaterlande, sondern auch der badischen Heimath ein treues Herz bewahrt hat. W.

Karl Felix Brunner

wurde am 4. Juli 1803 zu Walldürn geboren, damals unter fürstlich leiningen'scher, jetzt badischer Hoheit, dem bekannten Wallfahrtsorte des Odenwaldes. Der Vater war Hauptzoller des Städtchens, Karl Felix der älteste von 9 Geschwistern. Frühe seine höhere Begabung zeigend, wurde er nach kurzem Aufenthalt auf dem Gymnasium zu Wertheim von dem väterlichen Oheim, dem Decan Brunner in Handschuchsheim bei Heidelberg, aufgenommen, von wo er das städtische Lyceum besuchte. Schon der tägliche Gang zur Schule war Gewinn für die körperliche Entwicklung des Knaben und Jünglings; neben dem öffentlichen Unterricht förderte ihn der Verkehr mit dem geistreichen Oheim, die reiche Büchersammlung desselben weckte den Sinn für vielseitiges Wissen, auch wurde der Grund zu gebiegenen Kenntnissen in der Musik und der bildenden Kunst gelegt, welche den Mann bis in seine letzten Tage erfreuten. Nach vollendeter Vorbildung widmete sich Brunner auf den Universitäten Heidelberg und Würzburg dem Rechtsstudium und wurde, nach rühmlich bestandener Prüfung, im Jahr 1824 unter die Rechtspracticanten aufgenommen; im Gefühl der geistigen Kraft und Selbständigkeit, wählte er zuerst den Beruf des Anwalts, welcher noch der älteren badischen Gesetzgebung sogar als Vorbereitung zum richterlichen und staatsrechtlichen Dienste vorgeschrieben war. Zuerst Rechtsanwalt, wurde Brunner im Jahre 1829 zum Advocaten und Procurator bei dem Hofgerichte zu Mannheim und 1830 auch bei dem Oberhofgericht ernannt, in welcher Stellung er sich das Vertrauen zahlreicher Klienten, darunter des grund- und standesherrlichen Adels des Kreises, sowie die Achtung der Gerichtshöfe zu erwerben wußte. Wohl in Anerkennung dieser Thätigkeit wurde Brunner in den Staatsdienst berufen, im Jahr 1835 zum Hofgerichts-assessor, 1836 zum Hofgerichtsrath ernannt; auch die Staatsverwaltung im engeren Sinn suchte seine Dienste, so daß er schon 1837 zum Ministerialrath im Ministerium des Innern ernannt wurde, bei welcher Gelegenheit ihn die Stadt Mannheim, in welcher er bisher gewirkt hatte, mit dem Ehrenbürgerrechte bekleidete. Im Jahr 1841 kehrte Brunner als Oberhofgerichtsrath nach Mannheim und zu der Rechtspflege zurück, welche, seiner Natur sympathisch, Geist und Gemüth vorzugsweise zu befriedigen und zu erheben schien. Gleichwohl und nachdem Brunner noch 1845 zum Hofgerichtsdirector in Mannheim ernannt worden war, wurde er bei einem Wechsel des Ministeriums, unter dem Einfluß persönlicher Beziehungen, in bewegter Zeit (1846) als Director des Ministeriums des Innern wieder zu der Staatsverwaltung an hoher Stelle berufen, und im März 1848 zum Staatsrath und Präsidenten des Justizministeriums ernannt. Diese ehrenvolle, von höchstem Vertrauen zeugende Ernennung, welche in verhängnißvoller Krise erfolgt war, mußte Brunner wegen leidender Gesundheit ablehnen, weshalb dieselbe, unter Belassung des Charakters und Rangs des Ernannten als Staatsrath, zurückgenommen, und Brunner im darauf folgenden Jahre zum Director des katholischen Oberkirchenrathes mit alternirender Leitung des Oberstudienrathes berufen wurde, — eine Stelle, welche neben allgemeiner wissenschaftlicher Bildung vielseitige Kenntnisse des Privat- und öffentlichen Rechts voraussetzte und zugleich die Umsicht des praktischen Staatsmanns in Anspruch nahm. Aber alte Liebe rostet nicht — Staatsrath Brunner wurde 1851 auf seinen Wunsch zum Kanzler des Oberhofgerichts ernannt, und damit dem Beruf der Rechtspflege in oberster Instanz zurückgegeben. In dieser Stellung erprobte Brunner bei der Lösung der feinsten und verwickeltsten Rechtsfragen den tiefen juristischen Rechtsinn, das gesunde treffende Urtheil, die reichen Schätze seiner Kenntnisse und Erfahrungen,

bewältigte er mit eisernem Fleiße und sicherem Blick die nie ruhende Last der Geschäfte, während er durch verschiedene Abhandlungen, insbesondere in den Jahrbüchern des Oberhofgerichts, sein reges Interesse an der Fortbildung der Wissenschaft mit Erfolg bethätigte. Diese fruchtbare und erwünschte Thätigkeit sollte wieder unterbrochen werden und bald auf immer erlöschen. In Folge der allgemeinen politischen Bewegungen des Jahres 1848 und der folgenden, ward auch das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in Frage gestellt und sollte schließlich durch Vereinbarungen mit der römischen Curie geordnet werden, nachdem der Streit durch Verhaftung des Erzbischofs von Freiburg, Excommunication des katholischen Oberkirchenraths und andere Vorkommnisse eine bedenkliche Höhe erreicht hatte. (Vgl. d. Art. Vicari.) Als die Absendung eines Bevollmächtigten der Regierung nach Rom erfolglos geblieben war, wurde Staatsrath Brunner zur Ausführung dieser Aufgabe ersehen, welcher in der That nach seiner ganzen Persönlichkeit und nach seiner bisherigen Laufbahn in Justiz und Verwaltung, insbesondere auch im kirchenrechtlichen Gebiete, für diese Stellung entschieden berufen schien. Staatsrath Brunner unterzog sich dem Auftrage im Jahre 1854, erwirkte in Rom den Abschluß eines „Interim“ als *modus vivendi*, während dessen alle weiteren einseitigen Schritte beider Theile beruhen und sofort Verhandlungen über eine definitive Vereinbarung gepflogen werden sollten. In dieser Zeit erhielt Brunner im Verkehr mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Curie und der anwesenden Diplomatie, wie auch in der Berührung mit Gelehrten und Künstlern, die erfreulichsten Eindrücke und kehrte mit diesen im Sommer 1855 in die Heimath zurück; in heiterer Stimmung gedachte er auch der angesehenen Werke der mittelalterlichen Kunst und des Alterthums, für deren Würdigung und Genuß die Natur ihn begabt und er sich — auch unter den Sorgen der Geschäfte — stets empfänglich erhalten hatte. Nachdem Brunner noch im April 1856 zum Präsidenten des Hofgerichts des Unterrheinkreises ernannt worden war, brach er in der Mitte des Jahres noch einmal nach Rom auf, nicht ohne trübe Ahnungen über den endlichen Erfolg seiner Sendung und das eigene Schicksal sich von der Heimath und Familie trennend. Langwierige und andauernde Verhandlungen und Nachforschungen über die Einzelheiten von Pfründen, Patronaten und Stiftungen dauerten nun bis in den Spätsommer von 1857, und machten eine Entfernung des Bevollmächtigten aus der Stadt unmöglich, während eine solche wegen der klimatischen Gefahren der Jahreszeit — besonders für den Nordländer — dringend geboten war. Brunner hielt in Rom aus, während die Cholera täglich zahlreiche Opfer forderte, die Einwohner, welche konnten, selbst Aerzte, in die nahen Berge flüchteten. Da erfaßte ihn am 12. August 1857 das klimatische Fieber, dem er nach 15stündigem, bewußtlosem Kampfe unterlag. — In zahlreicher Begleitung hoher Personen der Diplomatie, der Curie und des Militairstandes, auch von Künstlern und Freunden wurde Brunner auf dem Friedhof der Deutschen beim Dome von St. Peter zur Erde bestattet. Die Theilnahme des ganzen Landes war groß und allgemein, der Großherzog ehrte sein Andenken und den Schmerz der Familie durch das Geschenk der wohlgetroffenen Marmor-Büste des Verewigten, welche Bildhauer Lotsch in Rom gefertigt hatte. — K. F. Brunner war eine ausgezeichnete Persönlichkeit: eine plastisch schöne Erscheinung mit feinen und milden Gesichtszügen, welche das Innere der Seele spiegelten. In seiner Nähe fühlte sich jeder wohl und behaglich, geistig und gemüthlich angeregt; er war den bürgerlichen Kreisen zugethan, aus welchen er stammte, und liebte es, mit ihnen zu verkehren; im öffentlichen Dienste, gegenüber den Collegen und Untergebenen hatte er freundliche, gefällige Formen — keine Faser des Bureaukraten. Brunner besaß alle

richterlichen Tugenden: er war mild und human in Beurtheilung der menschlichen Gebrechen und Leidenschaften, so weit es das Recht erlaubte, ein unbeugsamer Vertreter der Gerechtigkeit und Wahrheit, von reinem Pflichtgefühl erfüllt. Das Gesetz war seine Fahne, aber nicht der todte Buchstabe, sondern der innere Sinn, den er zum Leben zu gestalten wußte; sein Streben war, das natürliche Recht mit dem positiven zu versöhnen. — Es war Brunner nicht vergönnt, zu hohen Jahren zu kommen, in der Heimath, im Kreise der Seinen, an dem häuslichen Heerde, welchen er sich stattlich aufgebaut hatte, vom Leben zu scheiden; er starb in der Heimath großer Erinnerungen, in der Kraft des männlichen Alters, ein Opfer der Pflicht und des Muthes und hat ein edles Leben würdig beschlossen. H.

Friedrich Cropp,

ältester Sohn von Paul Lorenz Cropp, Pastor in dem hamburgischen Dorfe Moorburg, und Helene Maria, geb. Carstens, geboren zu Moorburg den 5. Juli 1790, besuchte das Johanneum und seit 1809 das Gymnasium in Hamburg, ging Ostern 1810 nach Göttingen, um die Rechte zu studiren, später nach Heidelberg, wo er am 10. Juli 1813 promovirte, und in demselben Jahre als Privatdocent auftrat. Am 26. Mai 1814 ward er außerordentlicher, und am 15. Februar 1817 ordentlicher Professor der Rechte an der Universität in Heidelberg, am 16. März 1820 großherzoglich badischer Hofrath, am 28. Juni 1820 von Hamburg zum Oberappellationsgerichtsrath in Lübeck erwählt und am 13. November 1820 eingeführt. Aber schon am 8. August 1832 entriß ihn ein schneller Tod an der Cholera dem Kreise seiner Familie und setzte seiner Wirksamkeit ein frühes Ziel. — Verheirathet hatte er sich am 25. September 1814 mit Maria Elisabeth Speyerer, (Tochter des kurpfälzischen Hofkammer-raths Johann Jacob Speyerer), die am 15. Januar 1854 in Heidelberg starb. Seine Schriften verzeichnet das Lexikon hamburgischer Schriftsteller, Hamburg 1851, Bd. 1, S. 602, wo noch hinzuzufügen ist: Gutachten über den Entwurf der Frankfurter Wechselordnung. 1829. Herm. Uhde.

Otto Deinling.

Steht die Wirksamkeit des Schulmannes an innerlich anregender Kraft wie an Bedeutung für die wichtigsten nationalen Interessen hinter keiner anderen zurück, so entzieht sich doch seine Thätigkeit der Oeffentlichkeit mehr als die anderer Berufsarten. Die Aufforderung aber, gesegneter Thätigkeit zu gedenken, liegt allen denjenigen um so näher, welche in diesem Gebiete dauerndes Verdienst zu würdigen vermögen. So wird auch der Name Otto Deinling's in der Geschichte des badischen Schulwesens unvergessen sein. — Auch in der Entwicklung der Schule mag man den bezeichnenden Zusammenhang zwischen dem kleinen badischen Lande und der gesammten Nation erkennen. Politisch mit den constitutionellen Staatsformen vorangehend, in kirchlichen Dingen früher als die anderen deutschen Stämme auf Sicherung gegen hierarchische Uebergriffe bedacht, entwickelte Baden auch im Unterrichtswesen die Theorien des modernen Liberalismus schneller und weiter, als das im übrigen Deutschland geschah. Wird man aber im Großen und Ganzen zugeben müssen, daß das Freiheitsstreben in der Nation erst dann wahrhaft fruchtbar wurde, als man sich thörichter Nachahmung des Fremden und abstracter Theorien entschlug, die im Volke vorhandenen Grundlagen gesunder Staatsentwicklung anerkannte und auf ihnen fortzubauen beschloß: so mußte auch im Schulwesen jene Richtung überwunden werden, welche mit radicaler Verwerfung der bisher leitenden Principien auf realistischer Basis eine durchgreifende Reform des Unterrichts

durchzuführen trachtete. Weiter als anderweit war man hier in Baden gegangen, und es versteht sich fast von selbst, daß diese Tendenzen nicht nur bei der großen Masse der halb oder ganz Ungebildeten, sondern auch bei derjenigen Demokratie in Geltung geblieben sind, die nichts gelernt und nichts vergessen hat. Berechtigt conservativ aber ist für die Schule der feste Anschluß an das classische Alterthum. Daneben fordert die Pflicht liberaler und nationaler Freiheit Hinwegsetzung über kirchliche Engherzigkeit, Oeffnung der Bahnen für alle berechtigten Forderungen moderner Wissenschaft. In diesen Richtungen mit Ueberzeugungstreue und voller Hingabe mitgewirkt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des Mannes, dem diese Zeilen gelten. — Geboren war Otto Deimling am 10. September 1821 in Karlsruhe, als der älteste von drei Brüdern, ein Sohn des Oberhospredigers L. F. Deimling (s. d. Art.) Das Deimling'sche Pfarrhaus erfreute sich eines schönen, glücklichen Familienlebens; echt christliche Gesinnung, welche mehr auf Bethätigung christlicher Liebe und Sitte als auf Dogmengläubigkeit gerichtet war, verband sich mit regem Sinne für wissenschaftliches und künstlerisches Leben. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt entwickelte sich der älteste Sohn so schnell und erfreulich, daß er nach dem vollendeten 17. Lebensjahre 1838 die Universität Heidelberg beziehen konnte. Kreuzer und Bähr waren hier seine philologischen Lehrer; daneben hörte er Schlosser, Thibaut, Zachariä; dann wandte er sich nach München und trat unter Thiersch's Leitung der antiken Kunst näher. In Berlin, wo er Herbst 1842 das vierjährige akademische Studium schloß, war es außer Böckh und Lachmann wohl besonders die Philosophie, welche ihn beschäftigte. Stets behielt er eine gewisse Vorliebe für eine systematisirend-speculative Betrachtungsweise der Dinge. — Die eigentliche Berufsthätigkeit begann Deimling nicht unmittelbar nach beschloffenem Universitätsstudium; zunächst folgte er einer Auforderung des damaligen preussischen Gesandten in Baden, Ritters von Bunsen und wurde dessen Hauslehrer. (Ende 1843.) Zwei Jahre später trat er dann, nach rühmlichst bestandener Staatsprüfung, in das Lehramt ein. Am Lyceum in Mannheim, an der höheren Bürgerschule in Schwetzingen, am Pädagogium in Pforzheim, dann, seit 1850, wieder in Mannheim, endlich in Karlsruhe war der junge Professor thätig, und eine große Anzahl noch lebender Schüler rühmt seinen geistig anregenden, feinsinnigen Unterricht, die lebenswürdige Freundlichkeit seines Wesens. — Inzwischen hatte sich im Großherzogthum Baden eine tiefgreifende innere Umwandlung vollzogen. Nach der dumpfen Erschlaffung der auf die Unruhen von 1848 und 1849 gefolgten Reaction regte sich zuerst wieder mächtig ein freier Geist. Es hing eng mit der 1860 erfolgten Aufhebung des mit Rom abgeschlossenen Concordats zusammen, wenn nicht nur den Kirchen in Baden die Selbstregierung bewilligt und das Machtgebiet des Staats gegen dieselben bestimmt abgezweigt, sondern auch der Schule volle Unabhängigkeit von der Kirche gewährt wurde. Mit der Gründung einer nicht mehr confessionellen Oberschulbehörde ist Baden schon 1862 dem übrigen Deutschland vorangegangen; Knies wurde ihr erster Director. Als es sich darum handelte, in den neuen Oberschulrath einen Referenten für die Gelehrtenschulen zu berufen, fiel die Wahl auf Deimling. Zwölf Jahre hat er nun als Collegialmitglied dieser Behörde angehört. Ein warm geschriebener Aufsatz von ihm über den „Schulstreit im Großherzogthum Baden“ in L. Auerbach's Volkskalender von 1866 beweist, wie klar er den großen Fortschritt zu würdigen wußte, den man damals machte, und mit welcher Freude er die neue Aufgabe, zumal unter der Leitung eines von ihm so hochverehrten und eng befreundeten Mannes, ergriff. — Seine besondere Aufgabe war die Förderung und Hebung des Gymnasialwesens. Nicht wenig war hier zu thun, demo-

kratische und ultramontane Einflüsse zugleich hatten das eigentlich humanistische Element im Unterrichte zurückgedrängt. An den beiden Landesuniversitäten wurden kaum mehr tüchtige Philologen ausgebildet; bald war der wissenschaftliche Standpunkt, auf welchem die große Mehrzahl der Lehrer des Lateinischen und namentlich des Griechischen stand, sichtlich gesunken; beschränkte man das letztere doch in den letzten sechs Jahreskursen auf vier wöchentliche Stunden. Hier hat nun Deimling stetig auf Hebung des humanistischen Elements hingewirkt. Wiederholt hatte er auf Reisen die Einrichtungen des Schulwesens in anderen deutschen Ländern in Augenschein genommen. Sein Streben ging dahin, die Gymnasien des Großherzogthums Baden auf die Höhe der besten deutschen Anstalten zu erheben. Auf verschiedenen Wegen mußte das Ziel verfolgt werden. Vor allem sorgte ein neues Prüfungsreglement für eine gründlichere wissenschaftliche Vorbildung der Lehrer. Für diese und so manche andere Maßnahmen erwiesen sich des inzwischen nach Heidelberg berufenen Köchly pädagogische Erfahrung und Rath höchst förderlich. Bald ging man dazu über, den Unterricht im Lehrplan der Gymnasien so zu gestalten, wie es erforderlich ist, wenn das classische Alterthum wirklich eine geistbildende Macht für die Schule sein und bleiben soll. Dem Griechischen wurden die sonst üblichen 6 Wochenstunden zugetheilt. An die Stelle der bisher gebrauchten veralteten Grammatiken wurden neue, dem Stande der Wissenschaft entsprechende Lehrbücher eingeführt. Auf den lateinischen Aufsatz wurde freilich verzichtet — schwerlich zum Schaden der Sache. Auch auf rationellere Methode und ausgedehntere Lectüre wurde hingewirkt; zur gründlichen Erlernung des Griechischen wurden Schreibübungen angeordnet. Doch war die Reform nicht einseitig. Der badische Gymnasiallehrplan war einer der ersten, der einen zusammenhängenden und abschließenden Gang des naturwissenschaftlichen Unterrichts aufwies. Die bisher ungebührlich zurückgesetzte Mathematik, die man, in höchst thörichtester Connivenz gegen das Polytechnicum, früher mit der Secunda abgeschlossen hatte, erhielt die ihr zukommende Stellung. Wenn auf diese Art in etwas mehr als einem Decennium ganz augenscheinlich eine solche Förderung des Gymnasialwesens erreicht worden ist, daß Baden sich den andern deutschen Ländern darin durchaus gleichstellen kann, so war dieser Fortschritt wesentlich durch Deimling's stetige, sachkundige und humane Einwirkung bedingt. Ihm war die Förderung seiner Berufsaufgabe in hervorragender Weise Sache des Herzens. Selbst allem schneidigen Eingreifen abgeneigt, wußte er überall mit echter Humanität auf seine Untergebenen zu wirken; dagegen fühlte er sich leicht schmerzlich bewegt, wo seine guten Absichten verkannt, seine Bestrebungen angegriffen wurden. War er sich doch bewußt, daß er nie einen Entschluß ohne langes, gründliches Nachdenken faßte; daß seiner Natur jede Härte, jede Ungerechtigkeit fern lag. Aber eben so herzlich empfand er die Freude, wenn er die Arbeit gelingen sah. Zart empfindend war seine körperliche Constitution; so hat er sich vor der Zeit aufgerieben. Dem ungewöhnlich rauhen Wetter des Frühjahrs 1875 unterlag seine Gesundheit; eine Lungenentzündung, zu der sich Wassersucht gesellte, machte am 11. März dieses Jahres dem Leben des Dreiundfünfzigjährigen ein Ende. — Von hoher persönlichen Liebenswürdigkeit, mit der Gabe feinsten, aber stets freundlicher Ironie ausgestattet, für alles Schöne schnell begeistert, war er ein überall gern gesehener Gesellschafter. Mit rührender Zärtlichkeit hing er an den Seinen, an der Gattin und fünf noch unmündigen Kindern. — Auch in weiteren Reisen wußte man ihn zu schätzen: die Universität Jena ehrte seine wissenschaftlichen Verdienste durch Ertheilung des philosophischen Doctordiploms. Zu schriftstellerischer Thätigkeit blieb dem praktisch beschäftigten Manne nicht viel Muße. Doch

darf — abgesehen von einigen Programmabhandlungen pädagogischen Inhalts — seine kleine Schrift, „die Segnungen der menschlichen Gesellschaft“, 1873, genannt werden. Es ist dies ein sehr glücklicher Versuch, der Jugend eine Reihe von Anschauungen und Begriffen klar zu machen, die jedem Staatsbürger geläufig sein sollten. In freundlich anmuthender Darstellung, überall leere Abstractionen meidend und auf nahe liegende greifbare Dinge verweisend, ist das Buch ein schönes Zeugniß, wie warm sein Verfasser die Jugend liebte und in wie hohem Maße es ihm Ernst war mit der Aufgabe des modernen Staates. Mit vollem Rechte wurden bei der Leichenrede einige Worte daraus auf ihn selbst angewandt: „Jeder sei vor allem bestrebt, in seinem Kreise seine Pflichten vollständig und getreu zu erfüllen. So dient er zugleich dem Ganzen am besten“.

G. Wendt.

Christian Heinrich Freiherr von Gayling zu Altheim

war der am 11. October 1743 auf dem Familiengut Buesweiler im Elß geborene jüngste Sohn des Freiherrn Friedrich Jacob Gayling von Altheim und der Freiin Eleonore von Deben. Nach Vollendung seiner Studien in Straßburg wurde er Regierungsassessor in Zweibrücken und trat von da im December 1767 als Hofrath und Kammerjunker in badische Dienste über. 1772 zum Kammerherren ernannt, wurde ihm eine Mission nach St. Petersburg an den Hof der Kaiserin Katharina übertragen, um die Verbindung mit dem russischen Hofe, welcher den Erbvertrag der baden-burlachischen mit der baden-badischen Linie garantirt hatte, fester zu knüpfen. Nach seiner Rückkehr wurde Gayling zum Vicepräsidenten des Hof- und Kirchenrathes ernannt und vier Jahre später übernahm er, als Präsident der Rentenkammer, die Leitung der Finanzen. 1779 wurde er wirklicher Geheimrath mit Sitz und Stimme auf der Adelsbank. Bis 1784 vertrat er Baden auch als erster Gesandter beim schwäbischen Kreise. Ungemein thätig, wußte sich Gayling die genaueste Kenntniß des Landes zu erwerben. Mit der strengsten Rechtlichkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit verband er jene Milde und Billigkeit, welche der Finanzverwaltung, unbeschadet ihrer wohlverstandenen Interessen, den Vorwurf der Härte erspart. (Vgl. Nebenius, Karl Friedrich, S. 203.) Er genoß das volle Vertrauen des Großherzogs Karl Friedrich. Mit diesem seinem Herren theilte er das Loos, nach glücklichen Tagen der Jugend desto schwerer die veränderte Lage im Alter zu empfinden. Seine genaue Kenntniß des Markgräfler-Landes, seine große Thätigkeit und Ordnungsliebe konnten nicht mehr die in Heereszahl hereinbrechenden Bedürfnisse des erweiterten Staats- und Kriegsetats und der sich mehrenden Kriegsschulden decken, so daß er 1807 um Enthebung von der Finanzverwaltung nachsuchte. (Vgl. v. Drais, Karl Friedrich Bd. 2, Weil. S. 89.) Seit 1803 hatte Gayling, entsprechend der mit Vergrößerung des Landes eingetretenen Organisation, den Titel eines Staats- und Finanzministers geführt. 1807 wurde er zum Justizminister ernannt, 1810 ward ihm das Präsidium der Ministerconferenz übertragen. 1811 mußte er, freilich ohne über größere Mittel und reichere Hilfsquellen zu gebieten, die Leitung des Finanzwesens noch einmal übernehmen. Er sollte die Wiederkehr des Friedens, die es ihm ermöglicht hätte geordnete Zustände wiederherzustellen, nicht mehr erleben. Gayling starb noch in voller Kraft und Thätigkeit an einem Nervenschlage am 13. Januar 1812. W.

Friedrich Julius Gerwig,

geboren zu Sulzburg (Amts Müllheim) am 11. October 1821, Sohn des dortigen Stadtpfarrers, wurde in seinem aus Neigung erwählten forstlichen

Berufe durch sachverständige Pflege des Wegebaues und Waldbaues in heimischen, durch einige literarische Leistungen auch in weiteren Kreisen bekannt. Zu Hause und auf dem Gymnasium zu Freiburg erhielt er seine Vorbildung, bei Oberförster Hubbauer in Baden die erste praktische Lehre. 1833 und 1834 besuchte er die eben errichtete Forstschule zu Karlsruhe und nach der Staatsprüfung 1835 noch ein Wintersemester cameralistische Vorlesungen an der Universität Heidelberg. Kurzen Dienstleistungen in der Verwaltung folgte die nutzbringendere Verwendung bei der Forsteinrichtung unter Arnspurger, bis ihm 1841 die Bezirksforstei Oberried (Wohnsitz Kirchzarten) übertragen wurde. Erfolgreiche Bemühungen für bessere Bewaldung (zugleich mit großer Gütererwerbung für den Staat) und Erschließung dieser Gebirgsforste, was der ganzen Gegend zu gut kam, (z. B. durch den sog. Steppweg) erwarben ihm die Anerkennung der Behörden und der Bevölkerung. 1848 nach Ottenhöfen (bei Achern) versetzt, wirkte Gerwig in gleicher Richtung (Lierbachthalstraße, Allerheiligen) und erhielt sogar Auftrag zu entfernteren Bauten (Wiederherstellung der zerstörten Werrathalstraße). Ebenfalls über die Grenzen seines Bezirks hatten seine Bemühungen, durch Waide und Reutebrennen heruntergekommene Bauerngüter einer gedeihlichen Wirthschaft zurückzugewinnen, nachhaltigen Erfolg (Schälwaldanlagen). Seine Ernennung zum Forstinspector (Säckingen 1859, Freiburg 1861) schloß diese Wirksamkeit ab. Die neue dienstliche Aufgabe war indessen, obgleich bis 1868 dauernd, dem Reifen vieler greifbaren Früchte nicht günstig. Anstrengender Controldienst, versagte die Stellung beinahe jede Initiative und fand einen begreiflichen lähmenden Widerstand. Eines gewährte sie und Gerwig suchte es zu nützen: Schärfung des Urtheils, Bereicherung der eigenen Erfahrung, Erweiterung des Gesichtskreises. Schon vorher hatte er sich versucht in Aufsätzen und Vorträgen bei Versammlungen (als rühriges Mitglied des badischen Forstvereins). Nunmehr legte er seine Forschungen und Wahrnehmungen aus größeren Waldgebieten in gern gelesenen Aufsätzen verschiedener Jahrgänge der „Dengler-Baur'schen Monatschrift für Forst- und Jagdwesen“ nieder („Bilder aus dem Walde“ u. A.) Ergebnis seines Lieblingsstudiums war die weiterhin bekannte Schrift „die Weißtanne im Schwarzwalde“ (1868), worin die heimischen Erfahrungen über diesen interessanten Waldbaum zusammengestellt sind. Durch Aufhebung der Forstinspektionen verfügbar, übernahm Gerwig 1868 die seinen Neigungen zusagende, obwohl ziemlich beschwerliche Bezirksforstei Gernsbach, welcher er bis zu seinem Tode (9. April 1875), ungeachtet seiner geschwächten Gesundheit, vorstand. Die allgemeine Achtung ob seines festen Charakters und seiner Strebsamkeit hatte sich Gerwig an allen Orten seiner Thätigkeit gesichert. Schg.

Friedrich Groos,

der Sohn des badischen Geheimrathes Emanuel Groos, wurde zu Karlsruhe am 23. April 1768 geboren, kam in das Pfeffel'sche Institut zu Colmar und setzte die bei seinem Vater begonnenen juristischen Studien in Tübingen 1788 und auf der hohen Karlschule zu Stuttgart 1789 fort. Ein Augenleiden, wegen dessen er sich selbst zu unterrichten suchte, führte ihn zum Studium der Medicin, welches er 1792 zu Freiburg begann und von 1793 an 3 Jahre lang unter J. P. Frank, Scarpa, Volta und Spalozani zu Pavia fortsetzte, bis er von dort durch die nahenden Franzosen vertrieben wurde. Nachdem er in Freiburg promovirt und das Staatsexamen rühmlich bestanden hatte, practicirte er in Karlsruhe, wo er in eine schwere Krankheit verfiel, in deren Reconvalescenz er die später für ihn so bedeutend gewordene stoische Philosophie nach Epiktet, Mark Aurel und Simplicius kennen lernte. 1805 wurde er

Assistenzarzt in Karlsruhe, dann Physicus an anderen Orten, 1813 mit dem Titel eines Hofmedicus zu Schwetzingen, 1814 dirigirender Arzt der Irren- und Siedenanstalt zu Pforzheim (als Nachfolger des in demselben Jahr verstorbenen Irren- u. Siedenhaus-Physicus Koller, Vaters des jetzigen Directors). 1826 kam Groos mit der von der Siedenanstalt getrennten Irrenanstalt nach Heidelberg und hielt an der dortigen Universität Vorträge über Psychiatrie, zu welchem Zweck er die beiden Schriften herausgab: „Ueber das Wesen der Seelenstörungen und ein daraus hergeleitetes Eintheilungsprincip derselben“ und seinen „Entwurf einer philosophischen Grundlage für die Lehre von den Geisteskrankheiten“. Im Jahre 1831 wurde er zum Hofrath ernannt und 1836 in den Ruhestand versetzt, in welchem er noch 16 Jahre lang lebte und literarisch thätig war. Er starb am 15. Juni 1852 zu Eberbach am Neckar. — Seine wissenschaftlichen Leistungen hat er in einer großen Zahl meist kleiner Schriften und in mehreren Journal-Aufsätzen der Rasse'schen Zeitschrift und der Heidelberger Jahrbücher niedergelegt. Seine erste Schrift ist 1818 erschienen unter dem Titel: „Betrachtungen über moralische Freiheit, Unsterblichkeit der Seele und Gott“. Ueberall offenbart sich der klare, tiefe Denker, welchem die Philosophie in den dunkeln Gebieten des menschlichen Wissens Führerin und Leuchte, und nicht, wie bei so Vielen, eine hemmende Fessel ist. Die tiefsten Wahrheiten wußte er verständlich auszudrücken. Besonders beschäftigte ihn die Freiheitslehre, in welcher er einem allerdings sehr verfeinerten Determinismus huldigte. In dem Wesen der Geisteskrankheiten glaubte er ein psychisch Negatives und somatisch Positives erkannt zu haben. Sein praktisches Wirken war von einem humanen wissenschaftlichen Geist geleitet. (Ausführliches über sein Leben und Wirken bringt ein von dem jetzigen großherzoglichen Bezirksarzt Wittmer in Kork verfaßter Nekrolog in der deutschen Zeitschrift für Staatsarzneikunde. Neue Folge 1853, Seite 220. Man sehe auch: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 1853, Bd. X., Seite 137, von dem Berichterstatter.)

Roller.

Christian Philipp Herbst

wurde am 23. Februar 1781 zu Tegernau geboren, wo sein Vater Philipp Jacob Herbst Pfarrer war. Auf dem Pädagogium zu Lörrach genoß der Knabe den ersten Unterricht und mitten in die Uebungen der Lateinschule und in den Frohsinn der kindlichen Spiele Klang, an den Ernst des Lebens und die Bedeutung der Zeit mahnend, mehr als einmal der Kanonendonner über den Berg bei Weil herüber. Von dem Tüllinger Berge aus sah der Knabe den Sturm der Kaiserlichen unter Erzherzog Karl gegen den Brückenkopf bei der Schusterinsel. Von Lörrach kam er auf das Gymnasium nach Karlsruhe, wo er bei seinem Schwager, dem ausgezeichneten Naturforscher Omelin, wohnte und namentlich auch im Hause des ihm verwandten Geheimen Rathes Braun anregende Stunden verlebte. 1801—1803 studirte Herbst in Jena Theologie und ging alsbald, nachdem er sein Examen bestanden, in den praktischen Dienst der Kirche über. Nachdem er an mehreren Orten als Vicar und Pfarrverweser functionirt hatte, wurde er 1808 Pfarrer zu Oberöwisheim, 1815 nach Weisweil, 1824 nach Brisingen und 1841 nach Mündingen versetzt, wo er bis in sein hohes Alter mit Liebe und Treue seines Amtes waltete. War ihm die Pflege des Land- und Gartenbaues von jeher eine gern geübte Beschäftigung, so bearbeitete er seit seiner Amtsthätigkeit zu Brisingen mit ganz besonderem Eifer die Geschichte seiner Heimath. Als er eines Tages in Brisingen ein altes Lagerbuch der Gemeinde auffand, begann er, der Vergangenheit dieses Dorfes nachzuforschen und schon 1841 erschien seine „Chronik von Brisingen“.

Nach Mündingen übergesiedelt, schrieb er 1851 „die Burg Hachberg im Breisgau“ und 1856 die „Geschichte des Dorfes Mündingen im Breisgau“, sehr fleißige und dankenswerthe Arbeiten, von denen nur zu wünschen wäre, daß sie recht zahlreiche Amtsbrüder Herbst's zu ähnlichen Bestrebungen und Leistungen veranlassen möchten. 83 Jahre alt starb Herbst am 17. November 1864. Immer heiteren Gemüthes, dabei doch von christlich ernster Lebensrichtung, immer thätig im Amt, in Privatstudien, in der Hauswirthschaft, gern mit Befreundeten seine Gedanken austauschend, gesellig, besonders im Alter den lebhaftesten Umgang jüngerer Leute liebend, an dem classischen Alterthum fortwährend seinen Geist bereichernd und erfrischend, war Herbst ein Mann von feltener Humanität im vollsten Sinne des Wortes. W.

Wilhelm Heinrich Raß.

In die Zeit, da protestantische Seelsorger mit katholischen aus Wessenberg's Schule in Eintracht wirkten, fällt das Leben des Kirchenrathes Raß. — Stets der freieren Richtung zugethan, vermied er jedoch alle unfruchtbaren Erörterungen hierüber und suchte nur das sittliche Gefühl und den christlichen Sinn der Gemeinde wach zu halten. In seinen Reden waltete ein klarer Gedankengang, seine Sprache war schmucklos und doch angenehm; er war heiterer Gemüthsart, gefällig und wohlwollend gegen Jedermann, so daß auch in seinem amtlichen Wirken nie ein Mißklang störend eintrat. Ein treuer Seelsorger, konnte er sich nie genug thun und bedauerte immer, durch stete Geschäftslast an erfolgreicherem Wirken gehindert zu sein. — 1763 zu Karlsruhe geboren, besuchte er dort das Gymnasium und kam 1777 (nach dem Tode seines Vaters, des Oberinnehmers Raß) in das Waisenhaus zu Halle, dann studirte er daselbst 1781 bis 1783 Theologie und bestand sofort zu Karlsruhe die Prüfung als Pfarrcandidat. Ohne sich je um eine Stelle zu bewerben, wurde er 1784 als Vicar nach Opfingen (mit anfänglich nur 36 Gulden Jahresgehalt), 1786 nach Rastatt an die Hofpfarrei berufen und 1791 zum Diakonus ernannt. Während seines dortigen Aufenthalts bot ihm die Fürstin von Bückeberg eine einträgliche Pfarrei an, die er aber dankend ablehnte. 1793 zum zweiten Geistlichen und zum Lehrer der lateinischen Schule in Gernsbach ernannt, gründete er eine rasch aufblühende Erziehungsanstalt für Söhne gebildeter Eltern, und seine Zöglinge, wovon manche später in hohen Aemtern, bewahrten ihm stets ein dankbares Andenken. 1806 zum Hofprediger und ersten lutherischen Stadtpfarrer in Mannheim befördert, wirkte er für Gründung der Armenanstalt und des gemeinschaftlichen Lyceums und für Verbesserung der christlichen und israelitischen Schulen. In Mannheim hatte er auch die traurige Pflicht, Carl Sand, den Mörder Kozebue's, zum Richtplatze zu begleiten. — Allgemein hochgeschätzt und geliebt schied er 1821 nur ungern aus der Gemeinde, worin er fünfzehn Jahre lang in voller Mannkraft thätig war, um als Kirchenrath und Decan die erste Stadtpfarrei in seiner Vaterstadt Karlsruhe zu übernehmen, wohin das Vertrauen des Fürsten ihn berufen hatte. Zu jener Zeit kam die Vereinigung der lutherischen mit der reformirten Kirche zu Stande, an deren Vorbereitung auch er eifrig mitgearbeitet hatte. — Welche Masse von Geschäften den schon achtundfünfzig Jahre alten Mann in Karlsruhe erwarteten, ergibt sich daraus, daß er zugleich Religionslehrer an der obersten Classe des Lyceums, Schulvisitator, Inspector der höheren Töchterschule und sämtlicher Privatinstitute, Vorstandsmitglied verschiedener religiösen und gemeinnützigen Anstalten und sogar mehrere Jahre lang Director des Schullehrerseminars war. — 1839, schon sechsundsiebenzig Jahre alt, hat er — jedoch erfolglos — um Erleichterung seiner Geschäftslast und später um Zuruhefetzung, die ihm endlich 1841, nur

ungern und unter ehrender Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit, zu Theil wurde. Er genoß der Ruhe bis zum 3. December 1851, wo er im Alter von achtundachtzig Jahren sanft entschlief, nachdem er noch hatte erleben müssen, drei in Staats- und Kriegsdiensten stehende Söhne kurz nach einander durch den Tod zu verlieren. — Nicht blos Theologe, bewahrte Kirchenrath Kay stets einen regen Sinn für alle Gebiete des Wissens und der Kunst. Ueber mehrere Versuche, ihn als Greis für den alten Kirchenglauben zu gewinnen, sprach er sich dahin aus: „Man behauptet, der Mensch zeige sich erst bei Annäherung seines Todes in seinem wahren Charakter, allein wohl mit Unrecht, da hier oft der Körper über den Geist eine ungewöhnliche Macht ausübt. Auch ich fühle mich nicht sicher davor, daß der physische Zustand auf meine Denkkraft einen starken Einfluß üben könne, aber man rechne mir dann diese Wirkung nicht als Furcht vor dem Tode, als Widerruf und Irregewordensein an meinen — durch ernstes Nachdenken gewonnenen — Ansichten über die Welt, den Menschen und seine Bestimmung an, Ansichten, die, wenn ich auch Niemanden dafür zu gewinnen suche, eigenstes Eigenthum meines denkenden Geistes sind und die ich, so lange mein Geist seine Freiheit behauptet, festzuhalten hoffe“. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht, und auf seinem Grabstein steht bedeutungsvoll: „Zum Licht ging ein, der Licht suchte“.

Gustav Kunk

wurde am 14. September 1807 zu Mannheim geboren, wo sein Vater, der nachmalige Hofmaler und Galerie-Director Kunk, damals noch seinen Wohnsitz hatte. Nach Beendigung der Lycealstudien wurde er in das großherzogliche Cadetten-Institut aufgenommen und 1824 zum Seconde-Lieutenant im Infanterie-Regiment Großherzog No. 1, garnisonirend in Karlsruhe, ernannt. Sein Eifer für den Dienst, seine Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit gab sich bald seinen Vorgesetzten zu erkennen, und er wurde noch in der Charge als Seconde-Lieutenant zum Regiments-Adjutanten erwählt. Als einige Monate nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold, gegen Ende des Jahres 1830, eine höhere Kriegsschule errichtet wurde, um strebsamen und begabten jungen Officieren Gelegenheit zur Erwerbung von Kenntnissen in den höheren Theilen der Kriegswissenschaft zu geben, wurde auch Kunk in diese Anstalt aufgenommen. Noch vor Beendigung des dreijährigen Curses wurde er, seit 1831 zum Premier-Lieutenant befördert, zur Dienstleistung in den Generalstab commandirt. Im Mai 1833 wurde die Schweizergrenze durch ein kleines gemischtes Truppen-Corps besetzt, um einen Einfall von Freischaaren zu verhindern, welcher, nach dem kurz vorher stattgehabten Attentat auf die Bundes-Versammlung zu Frankfurt und der damaligen Stimmung eines Theils der Bevölkerung, besorgt wurde. Oberstlieutenant Pfnor erhielt das Commando über diese Abtheilung und Premier-Lieutenant Kunk wurde ihm nach von Röder's Erkrankung (siehe diesen Artikel) vom Generalstab beigegeben. Als die Gefahr vorüber war, wurde das Commando von der Grenze zurückgezogen; auch Kunk kehrte sofort nach Karlsruhe zurück, um an den größeren Herbst-übungen in der Gegend von Karlsruhe und Ettlingen Theil zu nehmen. Wohl zum Theil in Folge der vorangegangenen großen Anstrengungen erkrankte Kunk bald hernach schwer am Typhus, wurde jedoch glücklich wiederhergestellt. Bei der Wiedereröffnung eines neuen dreijährigen Curses an der höheren Kriegsschule, im October 1833, wurde dem Premier-Lieutenant Kunk, neben seinen sonstigen Dienstleistungen im Generalstab, das Lehramt der Terrainlehre, Geognosie und Geodäsie übertragen. 1836 wurde er definitiv in den Generalstab versetzt und 1837 zum Hauptmann befördert. Im August des Jahres 1840

machte er eine Recognoscirungsreise des königlich württembergischen, großherzoglich badischen und großherzoglich hessischen Generalstabes mit, welche den Entwurf einer größeren Kriegsübung der Contingente des VIII. deutschen Armeecorps in der Gegend zwischen Heilbronn und Mannheim zum Zwecke hatte. Diese schöne Uebung kam im September des Jahres glücklich zu Stande. Hauptmann Kuntz functionirte während derselben im Generalstab des Offensiv-Corps. In die Zeit der 1840er Jahre fällt nun eine ganze Reihe außerordentlicher Bewerbungen und Missionen, welche seine vielseitige Brauchbarkeit und Gewandtheit bekundeten: Er wurde Mitglied einer baierisch-badischen Commission zu Germersheim, welche über Umfang und Grenzlinie eines von Baden an Baiern abzutretenden Gebietstheils zur Erbauung eines Brückentopfs daselbst auf der rechten Rheinseite verhandelte; dann folgt eine Mission nach München, um dort mit anderen Delegirten der süddeutschen Staaten über die gemeinsame Bearbeitung einer Militairkarte von Süddeutschland zu berathen; eine Sendung nach Köln zur Anwohnung bei den großen Manövern der königlich preussischen Armee in der Rheinprovinz; ferner eine Mission nach Frankreich zum Besuch der Festungen in den Vogesenpässen. *2c.* Ein besonderes Verdienst erwarb sich Hauptmann Kuntz als Vorstand des Kartenbüreaus des großherzoglichen Generalstabs, welches die Aufgabe hatte, die von der trigonometrisch-topographischen Landesvermessung unter dem Hauptmann, nachmaligen Obersten Klose gelieferten Arbeiten auf den Maasstab von 1 : 50,000 Verjüngung zu reduciren, durch Steinrich zu vervielfältigen und in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die topographische Karte von Baden, die erste dieser Art, welche in Deutschland von einem Generalstab bearbeitet und veröffentlicht wurde, hat durch die Genauigkeit, Klarheit und Eleganz der Zeichnung und des Sticks die allgemeinste Anerkennung gefunden und ist in dieser Beziehung bis jetzt nicht übertroffen worden. Der bei ihr erstmals angewandte Eintrag einer Menge von Höhen-Coten macht sie in einer so vielseitigen Weise brauchbar, daß sie auch hierin einen Vorzug vor den meisten anderen Producten dieser Art hat. — 1847 wurde Kuntz zum Major befördert, und nun kam das Jahr 1848, welches den Beschäftigungen des Friedens plötzlich ein Ende machte und auch für Kuntz einen Schauplatz neuer Thätigkeit eröffnete, auf dem er eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen berufen war. Als die bekannten revolutionairen Agitatoren Hecker und Struve im März 1848 einen Aufstand im badischen Oberland mit bewaffneten Auszügen organisirten, und auch aus Frankreich Einfälle von Arbeitern drohten, wurde das großherzogliche Armeecorps mobil gemacht und zunächst ein Observations-Corps im Oberrheinkreis aufgestellt, welches durch großherzoglich hessische und andere Bundestruppen verstärkt wurde. Das Commando der mobilen Feldtruppen erhielt Anfangs der Generallieutenant und Commandeur der Infanterie, Markgraf Maximilian von Baden, und Major Kuntz wurde Chef seines Generalstabs. Bald aber erhielt, auf den Wunsch der Frankfurter National-Versammlung, der frühere holländische General Friedrich von Gagern das Commando. Am Gründonnerstag, 20. April, führte derselbe eine Truppencolonne von Schliengen und Kandern einem Corps von Freischaaren entgegen, mit welchem Hecker selbst heranzog. Auf der Scheideck, dem Gebirgs-Uebergang aus dem Kander- und Wiesenthal, trafen sich die Gegner. General Gagern versuchte in einer persönlichen Unterredung mit Hecker, diesen zum Aufgeben seines Vorhabens zu bestimmen. Es war vergeblich. Hecker entfernte sich, und nun erfolgte verrätherischer Weise eine allgemeine Decharge der nur wenige Schritte von dem General entfernten, hinter den Bäumen und Gebüsch postirten Freischaaren. General Gagern fiel sogleich todt vom Pferde, neben ihm sank auch das Pferd des Majors Kuntz, von mehreren Kugeln durchbohrt; ihn selbst

streifte eine Kugel an der Stiefelsohle. Unter dem Pferde liegend, war er, wie der Leichnam des Generals und andere Verwundete, in Gefahr, den Freischaaaren in die Hände zu fallen, wenn nicht in diesem kritischen Moment ein Zug heffischer Schützen, dem bald ein badisches Bataillon folgte, muthig vorgegangen wäre und die Freischaaaren zur schleunigen Flucht veranlaßt hätte. Major Kuntz verabredete sofort mit dem Obersten von Hinkelsbey, dem nächstältesten Officier der Colonne und Commandeur des 1. Dragoner-Regiments, die weiteren Maßregeln zur Verfolgung des Feindes, wobei es noch zu einem Zusammenstoß mit einem zweiten Haufen Freischaaaren unter Struve's Führung kam. Die Einnahme von Freiburg durch den General und Kriegsminister Hoffmann, welcher auf die Nachricht von dem Tode des Generals von Gagern sich unverzüglich in's Oberland begeben und das Commando übernommen hatte (s. d. A. Hoffmann) am 24. April (Ostermontag) machte dem Aufstand ein Ende. Kaum waren jedoch die Truppen im Vertrauen auf die beruhigtere Stimmung des Landes in die Garnisonen zurückgezogen worden und hatten die Bundestruppen das Land geräumt, als im September Struve aus der Schweiz wiederum einen Einfall machte und bis nach Stausen gelangte. General Hoffmann eilte sofort mit einigen Officieren des Generalstabs zur Stelle. Am Morgen des 24. September erschien er mit nur 2 Bataillonen und 1 Fußbatterie vor Stausen, setzte sich sofort, Major Kuntz ihm zur Seite, an die Spitze der Colonne, erstürmte das verbarricadirte Städtchen und versprengte die Freischaaaren, deren Unternehmen mit der Flucht und Gefangennehmung Struve's zu Wehr endigte. Major Kuntz erhielt für sein ausgezeichnetes Verhalten das Ritterkreuz des militairischen Karl-Friedrich-Verdienst-Ordens — eine Auszeichnung, welche seit 1815 kein badischer Officier mehr erlangt hatte. — Die beiden Aufstände waren mit Hülfe der treugebliebenen Truppen unterdrückt worden; diese erschienen noch als die einzige Stütze der großherzoglichen Regierung. Mit um so größerem Eifer richtete sich jetzt die Thätigkeit der revolutionairen Propaganda auf die Verführung der Soldaten. Die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht, welche im März 1849 eine Masse ungeübter und unzuverlässiger Elemente in die Regimenter brachte, erleichterte jenes Streben. Am 12. und 13. Mai 1849 brachen neue Aufstände in Rastatt und Karlsruhe, diesmal unter den Truppen selbst aus. General Hoffmann sah sich genöthigt, mit den Treugebliebenen in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai die Residenz zu verlassen und den Großherzog Leopold nach Germersheim zu geleiten. Major Kuntz folgte dahin und machte auch den unglücklichen Zug am folgenden Tage mit, als General Hoffmann, nach einem vergeblichen Versuch, über die noch im Bau begriffene Eisenbahnbrücke bei Ladenburg auf heffisches Gebiet zu gelangen, durch einen forcirten Marsch über Sinsheim das württembergische Gebiet bei Bonfeld und Fürfeld erreichte. Hier löste sich die kleine Schaar auf, nachdem sie noch von einer heilbronner Freischaar überfallen worden war. General Hoffmann und die Officiere seines Stabs, darunter Major Kuntz, erreichten auf Umwegen Frankfurt, um dort am Sitz der deutschen Centralbehörde neue Maßregeln zu treffen. Großherzog Leopold wandte sich an S. M. den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher ihm bereitwillig Hilfe zusagte und sofort die Mobilmachung zweier preussischen Operations-Corps, wozu noch ein drittes aus Reichstruppen bestehendes kam, anordnete. Diese Corps setzten sich Mitte Juni 1849 aus der Gegend von Mainz und Frankfurt in Bewegung gegen die revolutionirte baierische Rheinpfalz und Baden, um den Aufstand niederzuschlagen. Major Kuntz war in den Generalstab des 2. Corps, unter Generallieutenant von der Gröben getreten, welches — während das 1. Corps unter Generallieutenant von Hirschfeld den Rhein bei Germersheim überschritt und die badische Insurgenten-

armee bei Wiesenthal schlug — den Neckar bei Mannheim und Heidelberg überschritt und dann vor Rastatt rückte. Die Cernirung dieser Festung wurde seine Aufgabe, welche mit der Uebergabe am 23. Juli endigte und den Feldzug schloß. — An der Reorganisation des großherzoglichen Armeecorps nach Herstellung der Ordnung im Lande nahm Kunz thätigsten Antheil. Durch allerhöchste Ordre vom 4. März 1850 wurde er zum Oberstlieutenant und Chef des Generalstabes ernannt. Als die großherzogliche Regierung beschloß, einen Theil der neu aufgestellten badischen Truppen im Einverständniß mit der königlich preussischen auf das dortige Gebiet zu verlegen, wo sich die neue Organisation und der militairische Geist frei von allen störenden Einflüssen des theilweise noch aufgeregten Heimathlandes consolidiren konnte, erhielt Oberstlieutenant Kunz die wichtige Aufgabe, diese Truppenabtheilungen — zunächst 2 Infanterie-Bataillone, denen 2 weitere folgen sollten, 2 Cavalerie-Regimenter und 3 Fußbatterien — zu überwachen und die Verpflegs- und Gerichts-Angelegenheiten derselben zwischen dem königlich preussischen und großherzoglich badischen Kriegs-Ministerium zu vermitteln. Er trat deshalb an die Spitze einer besonderen, im erstgenannten Ministerium zu Berlin gebildeten Geschäfts-Abtheilung. — Bald erfolgten bedeutsame Ereignisse auf dem politischen Schauplatz Deutschlands. Der entschiedene Widerspruch Oesterreichs gegen das Zustandekommen einer Union der deutschen Mittel- und Klein-Staaten unter Preußens Führung und die geringe Unterstützung, welche ein Theil dieser Staaten selbst dem Project lieh, veranlaßten Preußen zum Rücktritt von seinen desfallsigen Bestrebungen. Dieß konnte nicht verfehlen, auch auf die äußere Politik der großherzoglich badischen Regierung bestimmenden Einfluß zu äußern, und in Folge dessen wurden die in Preußen, meist in der Mark Brandenburg, dislocirten badischen Truppen, nachdem zunächst nur ihre Verlegung nach Westfalen und an den Rhein beabsichtigt war, gänzlich in das großherzogliche Gebiet zurückgezogen, umsomehr als dieses schon im October 1850 von den königlich preussischen Truppen geräumt wurde. Nun kehrte auch Oberstlieutenant Kunz im November nach Karlsruhe zurück, übernahm dort wieder seine Functionen als Chef des Generalstabes und durch Ordre vom 26. November auch das Präsidium der Militair-Studien-Commission, welcher die Militair-Bildungs-Anstalt unterstellt war. — Der Tod des Großherzogs Leopold am 24. April 1852 und die Besteigung des Thrones durch seinen Sohn, den jetzt regierenden Großherzog Friedrich, hatte mancherlei Veränderungen in Militairwesen zur Folge. Oberstlieutenant Kunz wurde durch Ordre vom 20. Juni 1852 zum Obersten und Commandanten der Bundesfestung Rastatt ernannt, mit Beibehaltung der Uniform des Generalstabes. Nach zwei Jahren trat er von diesem Posten zurück, wurde durch Ordre vom 4. September 1855 zum Commandeur des Leib-Grenadier-Regiments ernannt und am 5. März 1856 zum Generalmajor befördert, unter Uebertragung des Commandos der 1. Infanterie-Brigade, welches seinen Sitz in Mannheim hatte. Bei der Mobilmachung des großherzoglichen Armeecorps, in Folge des zwischen Oesterreich und Frankreich ausgebrochenen Kriegs, wurde Generalmajor Kunz durch Ordre vom 17. Mai 1859 zum Commandanten der Infanterie der badischen Felddivision ernannt. Die Kriegsbereitschaft dauerte bis zum 10. September desselben Jahres. Bei der hierauf erfolgenden Demobilisirung blieb Kunz Commandant der Infanterie und zugleich wurde ihm die Commandantschaft der Residenz übertragen. Das Vertrauen des Großherzogs berief ihn hierauf auch als Mitglied in die erste Kammer der Landstände, und zwar zu dem Landtage von 1859/60, welcher durch die Gesetzesvorlagen der großherzoglichen Regierung (des Concordats mit Rom) von besonderer Wichtigkeit war. Auch dem Landtag der nächstfolgenden

Periode wohnte General Kuntz an. — Durch Ordre vom 9. Juni 1860 wurde Kuntz zum Generalleutnant befördert und von der Garnisons-Commandantschaft der Residenz entbunden. Nun aber war die Zeit herangekommen, wo Kuntz sich in seiner Gesundheit und seinen Körperkräften erschüttert fühlte und den Forderungen des Dienstes nicht mehr in dem Maße nachkommen konnte, wie er es bei seinem strengen Pflichtgefühl stets zu thun gewohnt war. Er hatte das 40te Dienstjahr, ohne Anrechnung der Feldzugs-Jahre, überschritten, als er den Großherzog um Versetzung in den Ruhestand bat. Er erhielt dieselbe „unter Anerkennung seiner treuen und guten Dienste und mit der Erlaubniß die Uniform der activen Generale auch fernerhin tragen zu dürfen“. So schied denn General Kuntz aus seinem vieljährigen militairischen Wirkungskreis, nachdem er sich durch rastlose Thätigkeit, Eifer, Gewissenhaftigkeit, strenges Pflichtgefühl in bewegten Zeiten erprobt und die Hochachtung seiner Vorgesetzten aller Grade errungen hatte. Seine Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr, seine Gewandtheit und Heiterkeit im Umgang bei einem hohen Grade allgemeiner Bildung haben ihm Freunde in allen Kreisen erworben. Er blieb nach seinem Rücktritt noch einige Zeit in Karlsruhe, siedelte aber im Frühjahr 1874 nach Baden über, wo er zur Zeit im Sommer auf einer Villa bei Lichtenthal seinen Aufenthalt hat.

*

Josef Lucas Meyer.

Eine Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Mannes gab Professor H. Schreiber im Jahre 1821 in einem Vortrage zur Gedächtnißfeier der Stifter an der Hochschule zu Freiburg; ein Abriß seines Lebens erschien auch im Diöcesan-Archiv von Freiburg, 8. Bd. (1874), S. 231 ff. — Josef Meyer war zu Gündelwangen bei Bonndorf am 4. Januar 1774 geboren. Von Wohlthätern unterstützt, konnte er die Schulen in Billingen und Donaueschingen, sowie die Universität in Freiburg besuchen; 1793 trat er in das Kloster zu St. Blasien, wo er nach zwei Jahren unter dem Namen Lucas die Ordensgelübde ablegte und 1799 die Priesterweihe empfing. Nach einer kurzen Vorübung wurde Meyer an dem Lyceum zu Konstanz angestellt; er wurde hier persönlich bekannt mit Frh. H. von Wessenberg, Generalvicar und späteren Bisthumsverweser; auch knüpfte er mit inländischen und ausländischen Gelehrten Bekanntschaften und Briefwechsel an. Bald wurde er jedoch von dieser Stelle, wo er als Lehrer ausgezeichnet wirkte, abgerufen und nach Oberried bei Freiburg versetzt, 1804; von 1809 bis 1813 war Meyer Pfarrer in NöggenSchweil bei Waldshut; 1813 ging er von da auf die Pfarrei Gurtweil ab, wo er am 18. Juni 1831 starb. — Meyer war ein sehr thätiger Seelsorger und verschaffte auch als Schriftsteller seinem Namen Achtung. Auf dem theologischen Gebiete beschäftigten ihn vorzüglich praktische Fragen; daneben war es die heimathliche Geschichte, der er sich mit besonderer Vorliebe zuwandte; er schrieb eine Geschichte des Thales St. Wilhelm bei Oberried, eine Geschichte der Pfarrei NöggenSchweil, ebenso der Pfarrei Gurtweil, mehrere Beiträge zur Geschichte des Schwarzwaldes. Besonders hervorzuheben ist seine Geschichte der alemanischen Landgrafschaft Alpgau oder Hauenstein; einen Auszug davon veröffentlichte Professor H. Schreiber in einem Aufsatz über „die Unruhen der Salpetrer auf dem südöstlichen Schwarzwalde“ in den „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Freiburg“, und in der Schrift: „Geschichte der Salpetrer auf dem südöstlichen Schwarzwalde“, mit einer Biographie des Verfassers und einem Nachtrage zur Geschichte der Salpetrer versehen, 1834 und 1837.

F. Kössing.

Karl August Seubert.

Die Familie Seubert führt ihre Stammtafel in gerader Abstammung bis zum Jahre 1584 hinauf, da ein Nicolaus Seubert in Hettstadt bei Würzburg Schultheiß gewesen. Dessen Sohn Jacob, der seines lutherischen Glaubens wegen auswandern mußte, war marktgräflicher Rath und Leibchirurgus in Durlach und begleitete seinen Herrn als Lieutenant in den Türkenkrieg. Von da gehört die Familie der badischen Marktgrafschaft an, während eine andere Linie sich nach Württemberg verzweigte. Einer der Söhne Jacob Seubert's, Johann Martin Seubert, wurde eine geschichtliche Persönlichkeit und erlangte große Bedeutung für die Familie. Er verbrachte die meiste Zeit seines Lebens am französischen Hofe bei Ludwig XIV., und zwar als diplomatischer Agent verschiedener deutscher Reichsstände, und trat später in nähere Beziehungen zum französischen Hofe selbst. Seine Verdienste können keine geringen gewesen sein, denn Kaiser Leopold I. erhob ihn 1666 für sich und seine Nachkommen in den Adelsstand, und Herzog Leopold Friedrich von Württemberg verlieh ihm Schloß und Herrschaft Beutal und Bretigny in der Grafschaft Mömpelgard als erbliches Lehen. Johann Martin starb 1695 ohne männliche Nachkommen. Seinen zwei Neffen, Söhnen von Brüdern, sollte das Lehen anfallen, da sie aber nicht anwesend waren, so nahm ein französischer Oberst Besitz davon. So ging die Herrschaft factisch verloren, doch nicht das Recht darauf, da die Erben bei jedem Regierungswechsel in Württemberg nicht versäumten, den Lehenseid zu erneuern. Im Jahre 1803 erkannte auch der Reichsdeputationshauptschluß das Recht der Familie an, und nach langjährigen Rechtsverhandlungen entschloß sich die Krone Württemberg zur Entschädigung in Form einer ewigen Rente, welche später capitalisirt und abgelöst wurde. Das Lehen wurde somit der Familie erhalten, der Adel ruhte. — Die ferneren Generationen standen fürder treu zu den Markgrafen von Baden. Es waren Georg Adam Seubert (geb. 1657, gest. 1712), Kammerrath und Kriegscommissair, dessen gleichnamiger Sohn, (geb. 1692, gest. 1773) Geheimer Hofrath, und dessen Sohn Karl Friedrich Seubert (geb. 1740), der mit großer Auszeichnung in der ministeriellen Leitung des Kirchen- und Schulwesens, wie in Lebenssachen, die er dirigirte, gearbeitet hat und erst 1808 als wirklicher Geheimerath starb. Sein Sohn war Karl August Seubert, dessen Leben wir hier zu schildern haben. — K. A. Seubert war am 7. Mai 1779 in Karlsruhe geboren, und starb daselbst am 11. November 1848 in fast vollendetem 90. Lebensjahre. Er war Arzt in seiner Vaterstadt die lange Reihe von Jahren von seiner Licencirung (1801) bis wenige Jahre vor seinem Tode. Seine Ausbildung führte ihn mit den berühmtesten Lehrern seines Faches und jener Zeit, mit Hufeland, Loder, Schelling, Tissot, Peter Frank, Scarpa zusammen, wie er später in freundschaftliche Beziehungen trat zu den Naturforschern und Aerzten, zu Derstädt, Lichtenstein, den beiden Treviranus, zu Kopp, dem Chirurgen Walthier, zu Griesß, dem Uebersetzer von Tasso's befreitem Jerusalem, und in der Heimath zu Böckh und Hebel, dem er noch in Schwetzingen bei seinem Sterben den letzten Freundesdienst leistete. Der äußere Gang seines Lebens ist durch die folgenden Thatfachen bezeichnet. Nach Beendigung der Universitätsstudien, hauptsächlich in Jena, und nachdem er dort die medicinische Doctorwürde erworben, und 3 Jahre auf Reisen, zumal in Wien, Paris, Pavia, sich ferner ausgebildet hatte, ließ er sich als praktischer Arzt in Karlsruhe nieder. Dort wurde er 1806 als Assistenzarzt des Physicatus mit dem Dienst im Hospitale angestellt, 1810 zum Hofmedicus und 1816 zum Stadtphysicus und Medicinalrath mit Sitz und Stimme in der Sanitätscommission und Mitglied der Prüfungscommission und 1825

zum Geheimen Hofrath ernannt. 1823 schon veranlaßten ihn persönliche Beweggründe, aus der Sanitätscommission, jedoch vorerst mit Beibehaltung seiner Thätigkeit bei der Prüfungsbehörde, wieder auszuschcheiden, und 1834 trat er von den übrigen Aemtern zurück. 1840 noch wurde ihm die Auszeichnung der Ernennung zum Geheimen Rath. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag sein Leben lang in der Ausübung des ärztlichen Berufs, — er war vor Allem praktischer Arzt. So langsam der junge Arzt hier auch Boden faßte, so sehr das außergewöhnliche Studium als Augenarzt in Pavia ihm Anfangs fast wie zum Hinderniß zu werden drohte, so wurde er doch mit der Zeit der gesuchteste und angesehenste Arzt seiner Vaterstadt, dem das allgemeine, volle Vertrauen entgegengebracht wurde. Außer seinen medicinischen Kenntnissen half dazu seine Persönlichkeit. Er war ein Mann von den feinsten Formen, aber von festem entschiedenem Charakter, er sprach gut, aber kurz und bündig, so daß sein Wort die Wirkung der Autorität machte. Er trat dadurch bald — und das war die Art des Hausarztes der früheren Zeit — in nähere Beziehung zu seinen Kranken und ihren Familien, und sein Rath hatte Gewicht auch in anderen als medicinischen Dingen. Es war nicht nur die Krankheit, mit welcher er es zu thun hatte, sondern auch der Kranke, es waren nicht die Arzneimittel allein, über die er verfügte, sondern die Beurtheilung der Verhältnisse. Diese Eigenschaften brachten seine Thätigkeit auch in die höchsten Kreise. Die junge Großherzogin Stephanie, sowie die verwittwete Markgräfin Amalie bedienten sich gerne seines Rathes. So führte ihn die napoleonische Zeit in interessante Beziehungen, und es ist schade, daß diese kleinen Ausschmückungen der großen Weltgeschichte, die er später im vertraulichen Umgange erzählen konnte keine Aufzeichnungen fanden. Er selbst arbeitete nicht literarisch und hatte eine gewisse Scheu davor, weil literarische Fehden seinem Anstandsgeföhle widerstrebten. — Aus dem reichen Kreise seiner Kinder seien hier drei Söhne erwähnt: Max, der, in des Vaters Fußtapfen, neben ihm als Medicinalrath den gleichen Beruf ausübte und 1863 starb, Karl, dessen in einer kurzen Aufzeichnung oben (Bd. II, S. 298) gedacht ist und Moritz, Hofrath und Professor am Polytechnicum zu Karlsruhe und Vorstand des Naturaliencabinetts, auch als botanischer Schriftsteller angesehen. Von den Enkeln haben 6 den deutsch-französischen Krieg mitgekämpft und sind jetzt in verschiedenen Lebensstellungen, bis nach Batavia zerstreut. V.